Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Vierteljährlich 2 Mk. Einzelnummer 40 Pfg.

DAS FREIE WORT

FRANKFURTER
HALBMONATSSCHRIFT FÜR FORTSCHRITT AUF
ALLEN GEBIETEN DES GEISTIGEN LEBENS

Begründet von
CARL SAENGER

Herausgegeben von
MAX HENNING

Zu beziehen durch **jede Buchhandlung** oder durch die **Post** (Postzeitungskatalog **2696**). Probenummern kostenfrei durch die Buchhandlungen oder direkt vom Neuen Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.

„Das freie Wort".

Eine Auswahl von Beiträgen aus den bisher erschienenen Jahrgängen 1901 und 1902 der Zeitschrift **„Das freie Wort"**
herausgegeben von
Max Henning.

Preis des 17 Bogen starken Bandes in elegantem Leinenband Mk. 2.—.
Wer sich über die Ziele der Halbmonatsschrift „Das Freie Wort" unterrichten will, dem sei diese Auswahl, die nur Artikel von bleibendem Wert enthält, empfohlen. Wer in den Kreisen von Freunden und Bekannten Propaganda für „Das Freie Wort" machen will, dem bietet sich hier zu sehr billigem Preise ein schönes Geschenkwerk.

Vollständiges Verlagsverzeichnes
versendet auf Verlangen kosten- und portofrei
Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.



Die Jesuiten
und das
Deutsche Reich.

Zeitgemässes von Arthur Böhtlingk.



Frankfurt a. M. 1903
Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Von demselben Verfasser erschienen:

Auf der Fahrt nach Canossa.
Ein Gespräch in der Eisenbahn.
Zweite um ein Vorwort vermehrte Auflage (3. und 4. Tausend).
Preis M —.60.

Goethe und das kirchliche Rom.
Preis M —.50.

Abwehr und Anklage
Ein offenes Schreiben an
Se. Exc. Erzbischof Dr. Nörber
zu **Freiburg** im Breisgau.
Zweite vermehrte Auflage (3. und 4. Tausend).
Preis M —.25.

Der Kapuziner ist da!
Zur Klosterfrage in Baden. Eine Antwort an Hansjakob.
Preis M 1.50.

Postkarten nach Zeichnung von F. Harnisch, Rom, mit Aufschrift
Der Kapuziner ist da! Gruß aus Baden.
Preis 10 Pfg. 10 Stück 75 Pfg.

König Konrad.
Ein historisches Trauerspiel.
M 1.—.

Franz von Sickingen.
Ein historisches Trauerspiel.
M 1.—.

Von demselben Verfasser erschienen in der Frankfurter Halbmonatsschrift

Das freie Wort

folgende Artikel:

Nr. 10 (20. August 1902) **Zur Klosterfrage in Baden.**
Nr. 12 (20. September 1902) **Die Mannheimer Jesuitenparade. Rückblick und Ausblick.**
Nr. 15 (5. November 1902) **Ein „katholischer" Geschichtsprofessor (Aloys Schulte).**
Nr. 1 (1. Aprilheft 1903) **Unsere deutschen Eisenbahnen.**
Nr. 3 (1. Maiheft 1903) **Zu den badischen Reichstagswahlen.**

Die Jesuiten

und das

Deutsche Reich.

Zeitgemässes

von

Arthur Böhtlingk.



Frankfurt am Main 1903
Neuer Frankfurter Verlag
G. m. b. H.

Vorwort.

Der freundlichen Aufforderung, meine mündlichen Ausführungen in Bezug auf die drohende Wiederzulassung der Jesuiten zu Papier zu bringen, komme ich um so lieber nach, als ich dieselben gelegentlich der verschiedenen Ansprachen in bezüglichen Protestversammlungen jedesmal nur bruchstückweis habe geben können. Die Berichterstattung in der Presse hat sich naturgemäß eine noch größere Kürzung auferlegen müssen. Vor Allem dürfte solcherweise der Jesuitenpresse, die sich die „gut"-katholische zu nennen pflegt, mit ihren perfiden Entstellungen und dummdreisten Verballhornungen am besten das Handwerk gelegt werden. Wann wird diese Vorkämpferin für „Wahrheit, Recht und Freiheit" endlich einsehen, daß sie durch ihr Gebahren die vernichtendsten Urteile über ihr jesuitisches Ideal noch — überbietet?

Quem Deus perdere vult eum dementat. Zu Deutsch: Wer wissen will, welcher Art Früchte die Jünger Loyolas zeitigen, der lese — die Zentrumsblätter. Sapienti sat. Er wird bald genug haben.

Der Jesuitenorden ist durch nichts mehr gekennzeichnet, als durch seine Heimlichkeit und Ungreifbarkeit. Nur die höchsten Chargen, die Professen, werden in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht und so wissen die wenigsten, selbst von denen, die ihm angehören, wozu sie eigentlich angeleitet und verwendet werden. Zudem wird jeder Einzelne zu nichts strenger verpflichtet und angehalten als zur Geheimhaltung. Diese erscheint um so verbürgter, als eine ständige gegenseitige Überwachung organisiert ist und auch der Umgang mit allen Außenstehenden streng geregelt und überwacht wird. Der General aber, in dessen Hand alle Fäden zusammenlaufen und der allein eine Initiative besitzt, ist so unerreichbar und unerforschlich wie der Herrgott selbst, an dessen Stelle er steht. Während alle anderen geistlichen Orden eine gleichartige, möglichst in die Augen fallende Tracht haben und in geschlossenen Klöstern zusammenwohnen, darf und soll der Jesuit gegebenen Falles jede beliebige Tracht und sogar Verkleidung annehmen, kann er, zerstreut wohnend, als Einzelner sich allenthalben unvermerkt einschleichen und zur Geltung bringen.

Wenn daher die „Kundigen" oder blinden Fürsprecher und Verfechter der so in Nacht und Lüge gehüllten „Gesellschaft" die Gegner und Bekämpfer derselben immer wieder der Unwissenheit zeihen und ihnen so gern nachsagen, daß sie einen Jesuiten höchstens von außen gesehen hätten — so heißt das zum Schaden den Hohn fügen. Indes die Hehler der Wahrheit schätzen diese naturgemäß so niedrig ein, daß sie bei Tage besehen nur zu leicht dem Vogel Strauß gleichen, der, um sich den Blicken des Jägers zu entziehen, nur den Kopf verstecken zu brauchen meint. Vollends wenn, wie im vorliegenden Falle, der Geschichtskundige eine Tatsachenreihe von über drei Jahrhunderten zur Verfügung hat, reißt auch der dichteste Schleier, bekommen auch die verschlagensten Lügen — kurze Beine. Und so liegt Tun und Lassen des auf Finsternis gestellten Ordens nachgerade klar genug am Tage.

1521, in eben den Tagen, da Luther vor Kaiser Karl V. und den päpstlichen Legaten auf dem Reichstage zu Worms seinen Mann stand, war der mit ihm gleichaltrige Ignaz von Loyola, der spanische Offizier von Adel, bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen von einer Kugel getroffen, die ihm das Bein zerschmetterte und dadurch für den Kriegsdienst untauglich machte. Auf seinem Krankenlager vertiefte er sich in Heiligengeschichten, die ihm den Gedanken

eingaben, als Religionsritter zur Fahne der „Heiligen Jungfrau Maria", der „Mutter Gottes" zu schwören und solcherweise im Dienste der alleinseligmachenden Kirche aufzugehen. Und dieses zwar so vorbehaltlos, daß er möglicherweise selbst noch einer der bewunderten „Heiligen" werde. Zu diesem Behufe zog er sich, sobald er sein Schmerzenslager verlassen konnte, in die tiefste Einsamkeit zurück, kasteite sich bis zur Abtötung und ging dann als Bettler und Bußprediger in die Welt.

Um sich in der Gewalt zu behalten und dem vorgesetzten Ziele treu zu bleiben, erdachte er sich in Anknüpfung an ähnliche, in dem ebenso mystischen als fanatischen Spanien längst übliche religiöse Übungen, seine — geistlichen Exerzitien, die sich von den hergebrachten durch ihre methodische Folgerichtigkeit und Strenge unterschieden. Stufenweis zu immer gesteigerter Extase aufsteigend gelangte er durch die sich auferlegte Autosuggestion dahin, daß er die in der Verzückung geschauten himmlischen Gesichte jederzeit durch entsprechende Andacht in sich frisch erzeugen konnte. Nichts kennzeichnet ihn indes mehr, als daß er, nachdem er diesen Seelenzustand beherrschte, es dabei bewenden ließ. Mit andern Worten: Nichts lag ihm ferner, als sich in seinen so erzwungenen Träumen zu verlieren. Sein ganzes Sinnen und Trachten blieb vielmehr ständig auf — Taten gerichtet. Als vollblutrömisch-katholischer Spanier aber war er auf nichts so bedacht — als auf Bekämpfung der Ungläubigen. Wenn Einer, so hatte er die weitgehendste Vorstellung der „ecclesia militans", der „Streitbarkeit" der alleinseligmachenden römischen Papstkirche. Für ihn, der bis in sein 29. Lebensjahr hinein im Militärdienst aufgegangen war, war dieselbe geradezu nur ein Heerlager. Als Soldat trat er in ihre „Heilsarmee" ein. Der Entscheidungskampf aber wurde, wie er sich das mittels seiner Exerzitien vor die Einbildungskraft gezaubert hatte, in der Ebene zwischen Jerusalem und Babylon geführt. Hier standen sich die Heere Jesu und Luzifers unmittelbar gegenüber. Und so schiffte er sich nach Jerusalem ein, um die Ungläubigen auf der heiligsten Stätte selbst zu überwinden.

Dieser sein „Kreuzzug" nach Jerusalem bedeutete für ihn indes eine große, bittere Enttäuschung. Auch im entlegensten Orient duldete die römische Papstkirche keine derartige selbstherrische Freiwillige und so mußte er unverrichteter Sache wieder heim. Er versuchte daher wieder auf heimatlichem Boden, in Spanien selbst, zu „fechten". Indes hier stieß er auf die — Inquisition in ihrer unerbittlichsten Form. Der „Schwärmer" ohne kirchenautoritative Legitimation geriet in ihre Fangarme, in ihr Gefängnis. Zwar gelang es ihm freizukommen, allein nur unter der Bedingung, daß er sich das theologische Rüst-

zeug aneigne. So gelangte er an die Universität nach — Paris, die Hochschule der Scholastik, welche ihren höchsten Ehrgeiz in römische Rechtgläubigkeit setzte.

Hier hat der Ungelehrte, welcher als Page am Hofe aufgewachsen und als Mann ganz im Kriegsdienst aufgegangen war, damit beginnen müssen, die Elemente des Lateinischen zu erlernen. Das ist dem 35jährigen sauer genug angekommen. Das ihm solcherweise aufgenötigte Studium hat er offenbar als eine schwere Mühsal empfunden, durch die er notgedrungen hindurch mußte. Von irgendwelchem Wissens- oder Erkenntnistrieb konnte unter obwaltenden Umständen nicht die Rede sein. Wozu auch? Die unverrückbaren Lehrsätze der römischen Kirche waren ihm früh eingepflanzt, im Blute mitgegeben; sie mußten überdies dem Schwärmer, der in der künstlichen Ekstase seiner Exercitien lebte, an sich gleichgültig sein. Von irgendwelchen Zweifeln, die er zu überwinden gehabt hätte, ist auch in seinen Selbstbekenntnissen nicht die Rede. Über die Grundsätze seiner „streitbaren" Kirche hat er sich offenbar so wenig den Kopf zerbrochen, wie über die Heeresordnung, der er als königlicher Offizier sich eingefügt hatte. Da er sich nicht nur seinen geistlichen Übungen in übertriebenem Maße hingab, sondern zugleich seiner Bekehrungssucht nachging, ist er nahe daran gewesen, von der Hochschule ausgewiesen zu werden.

Diese Hindernisse und Leiden waren indes dazu angetan, ihn in seinem Entschlusse, als Soldat in dem Dienste der alleinseligmachenden Kirche aufzugehen, nur noch zu bestärken. Immerhin scheint er zur Erkenntnis gekommen zu sein, daß er auf sich allein gestellt nicht allzuweit kommen werde. Und so begann er sich Genossen zu werben. Auch hierbei sollten seine Exercitien ihm die größten Dienste leisten. Wer sich ihnen mit Erfolg hingab, war — gewonnen. Auf der Anhöhe des Montmartre hat er mit seinen ersten Jüngern, den Faber, Xavier, Lainez, Salmeron, Bobadilla, seine „Gesellschaft Jesu" gegründet, „Gesellschaft" auch in dem spanischen Sinne einer „Kompagnie" Soldaten.

Zunächst war wiederum Jerusalem das Ziel. Indes mußten sie unvorgesehener Behinderung wegen bereits in Venedig Kehrt machen. Sie begannen infolgedessen, ganz ähnlich der heutigen „Heilsarmee", an der ersten besten Straßenecke auf einen Stein zu steigen und zur Buße aufzurufen, dieses sogar in einem italienischen Kauderwelsch. So gelangten sie nach Rom. Da sie neben dem Gelübde der Armut und Keuschheit vor allem das Gelübde unbedingtesten Gehorsams abgelegt, sie sich insbesondere verpflichtet hatten, sich dem Papste vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen, die reformatorische Bewegung

diesem damals auch in Italien eine solche neue Hilfs-Truppe höchst erwünscht machen mußte, kann es nicht überraschen, daß es ihnen gelang, sich in dessen Gunst zu setzen. Im Jahre 1540 durften sie sich in aller Form als „Orden“ konstituieren, der nach dem Vorgange der anderen Bettelorden mit Umgehung der kirchlichen Hierarchie direkt vom Papste ressortierte und von diesem die weitgehendsten Privilegien als Seelsorger u. s. w. erhielt.

Ignatius ward „General“. Als solcher forderte und erlangte er von seinen Untergebenen den absoluten Gehorsam, den er selbst in der Konstitution als einen Kadaver-Gehorsam gekennzeichnet hat. Soll doch der Einzelne seinem Oberen so blindlings und ohne jeden Eigenwillen gehorchen, daß er in der Hand desselben sei „wie ein Stab in der Hand eines Greises“ oder „ein Leichnam, den man beliebig hin und her wenden kann“.

Auf diesen Grundsatz unbedingtesten Gehorsams ist die jesuitische Ordensgemeinschaft in erster Linie gestellt; derselbe bildet tatsächlich dessen Kerngedanken. Haben es doch schon die Exerzitien des Ignatius darauf angelegt, mit der Bindung des Intellekts, der Aufgabe der freien Urteilskraft, zugleich den Eigenwillen so gründlich als möglich zu ertöten. Wer sich dieser „Hypnose“ aussetzt, ist — geliefert, der kann gar keinen eigenen Gedanken und damit auch keinen eignen Willen mehr haben, der ist zu einem bloßen Werkzeuge desjenigen geworden, der diese Hypnose über ihn verhängt hat, unter dessen Anleitung er sich der „Übung“ unterzieht. Der Jesuit soll denn auch nicht, wie ein Bedienter oder selbst ein gewöhnlicher Soldat nur äußerlich gehorchen, indem er seinem Auftrage oder dem Befehle seines Vorgesetzten nachkommt, ein solcher Gehorsam, der eine eigene Gedankenwelt nicht ausschließt, genügt noch nicht, er darf vielmehr nicht ruhen, als bis er seinen Eigenwillen dem Oberen gegenüber so vollständig ausgelöscht hat, daß er nur noch mit seinem Gebieter empfindet und denkt, daß sein Wille in dem des Oberen so vorbehaltlos aufgegangen ist, daß er keine eigene Willensregung mehr kennt. In dieser „Vollkommenheit“ des Gehorsams liegt die „Vollkommenheit“ der Organisation der Gesellschaft oder „Compagnie“ Jesu des Ignatius, er ist es, der ihn zu einem so unvergleichlichen machthaberischen Werkzeuge macht, wie noch kein General über ein solches verfügt hat.

Auf die Erzielung dieses Gehorsams ist in der Organisation des Ordens alles angelegt. Der Eintretende muß damit beginnen, seine Fehler und auch seine Vorzüge, seine Laster und Tugenden so vollständig zu beichten, daß ihm womöglich nichts zu bekennen übrig bleibt. Auf Grund dieser Beichte, welche seine Personalakten eröffnet,

beginnt die Beurteilung seiner Person von seiten seiner Oberen. Ist er einmal in der Schablone drin, so wird über nichts sorgfältiger gewacht, als daß er nicht zur Besinnung, zu sich selber komme. Er weiß sich zu diesem Behufe nicht nur ständig von Beobachtern und Spionen umgeben, welche so gut wie er selber in Bezug auf andere verpflichtet sind, alles, was sie über ihn wissen, zu berichten, sondern darf überhaupt nie allein sein. Selbstverständlich wird sein Umgang außerhalb des Kollegiums auf das Strengste geregelt und überwacht. Alles, was er tut, soll er nur auf Befehl, in Gemäßheit des ihm gewordenen Auftrages unternehmen. Kurzum — von dem Augenblicke an, da er dem Orden beitritt, hat er nicht nur der Welt entsagt, sondern sich vorbehaltlos auf Lebenszeit in dessen schrankenlose Gewalt begeben. Nur langsam steigt er auf vom Novizen zum Scholastiker, Koadjutor und Profeß, erst als solcher gehört er, wie gesagt, zu den Eingeweihten. Um dann erst recht ein Gebundener zu werden. Wird doch sogar der General selbst, der laut Statut an der Stelle Gottes steht, ständig überwacht und so genötigt, im Geiste des Ordens zu beharren. Um sich des einzelnen durch vollständigste Abhängigkeit zu versichern, hat Ignatius vom feierlichen Eintrittsgelübde auf Lebenszeit, welches zugleich den Orden dem Eintretenden gegenüber bindet, nichts wissen wollen. Während der Betreffende jeder Zeit entlassen, ausgestoßen werden kann, droht ihm, so ihm beikommen sollte, selbst auszutreten, die kirchliche Exkommunikation und zudem die tötliche Feindschaft des, wie er selbst am besten weiß, allgegenwärtigen, zu allem fähigen Ordens.

Was aber ist eine solche Abhängigkeit anders als die raffinierteste Sklaverei? Erstickt ein solcher Gehorsam als Inbegriff aller Tugenden nicht mit der Persönlichkeit zugleich das Ethos, den sittlichen Rückhalt? Ein Jesuit entsagt nicht nur, wie die anderen geistlichen Ordensleute, seinem Blute, seiner Familie, seinem Volke und Vaterlande, er opfert sein eigenstes Selbst bis zur Ertötung eines jeden eigenen Gedankens. Wo aber bleibt bei dieser blinden Unterwerfung unter menschliche Satzungen und Gebote die Überzeugung? Das Gewissen? Die „Stimme Gottes“ in der Menschenbrust? Die „Gottes“-Furcht? Die Wahrhaftigkeit?

Wie das alles sich zu nichts verflüchtet, sich in sein Gegenteil umsetzt, die Tugend zum Laster, die Wahrheit zur Lüge wird, bezeugt die jesuitische Morallehre, ihre mit Recht so verrufene Kasuistik, ihr sogenannter „Probabilismus“ auf jeder Seite.

Wie haben die Getroffenen zu toben und Gift zu speien begonnen, als vor wenigen Jahren der ehrwürdige, bald achtzigjährige

Graßmann, aus Entrüstung über die Morallehre des Liguori, Bruchstücke dieser in deutscher Übertragung, neben dem lateinischen Texte, in Form einer leicht lesbaren Flugschrift veröffentlichte! Obgleich Graßmann selbst das Schriftchen nur den Eltern und Erziehern der Jugend zugänglich zu machen bestrebt war, sollte dasselbe polizeiwidrig „schmutzig" sein. Das war ihr Inhalt allerdings. Dieser aber war nur die Morallehre eines Heiliggesprochenen, zum Doktor ecclesiae Erhobenen, in einem Buche, nach welchem die gesamte römisch-katholische Geistlichkeit rings auf dem Erdenrunde neuerdings erzogen wird. Was aber ist Liguori, wenn nicht der Morallehrer von Jesuiten-Gnaden? Zur Zeit, als der Orden, nicht zum wenigsten wegen seiner Morallehre, vom Papste selbst aufgehoben worden war, hat Liguori die jesuitischen Moralbücher ausgeschrieben und zu einem alles umfassenden System zusammengestellt! Eben weil er von ihrem Geiste war, haben die Jünger Loyolas nicht geruht, bis sie ihn selig und heilig sprechen, und zu einem „Kirchenvater" in aller Form hatten ausrufen lassen. Liguori ist demnach nur ihr Nachtreter; wie denn auch der von ihm gestiftete Orden der „Redemptoristen" ihr nächster Anverwandter ist. Da sein unförmliches Werk eine ganze Reihe großer Bände füllt, hat im eben verflossenen Jahrhundert der französische Jesuitenpater Gury diese zu einem handlichen Kompendium kondensiert, welches seither als das maßgebende Handbuch für die Morallehre nach jesuitischem Rezepte dient.

Welcher Art die Regeln sind, welche der Seelsorger, zumal im Hinblick auf den Beichtstuhl, nach Liguori, beziehentlich Gury, sich anzueignen hat, dafür nur wenige Beispiele.

Wenn die Ethik oder Sittenlehre auf einen Grundsatz als obersten Leitstern reduziert werden soll, so kann dies nur der Grundsatz unbedingter Wahrheit oder richtiger Wahrhaftigkeit sein. Denken wir uns aus dem Umgang mit Menschen die Wahrheit fort und jedes gegenseitige Vertrauen ist dahin, jede Gemeinschaft von Mensch zu Mensch aufgehoben. Mit der Wahrheit steht und fällt das Menschtum als solches. Für die jesuitische Sittenlehre aber ist ihr Begriff gar nicht vorhanden.

Die Erforschung der Wahrheit bildet naturgemäß auch den Grund- und Eckstein aller menschlichen Gerichtsbarkeit. Um den Einzelnen auf dieselbe zu verpflichten, wird ihm gegebenen Falles ein möglichst feierlicher Eid auferlegt. Liguori aber ist der Meinung, daß man dabei sogar Gott anrufen kann, ohne daß ein solcher Schwur — so man sich dazu nur das Nötige denkt — binde. Ein solcher „geistiger Vorbehalt" ist gegeben, wenn man z. B. sich im Stillen sagt: ich habe

Gott nicht direkt als Zeugen angerufen, sondern ihn nur in erzählender Form genannt! Wenn ich schwöre, etwas zu tun, was ich dennoch nicht zu tun beabsichtige, so kann ich beispielsweise mich aus der Schlinge ziehen, indem ich die Worte spreche: „Ich rufe Gott zum Zeugen an — ich will es nicht tun" — auf lateinisch: non volo. Volo aber heißt nicht nur ich will, sondern auch „ich fliege" und so habe ich, kraft meines geistigen Vorbehaltes, Gott gegenüber nur geschworen, daß ich nicht „fliege"! Oder ich sage: Nein! Auf lateinisch: „dico non", was indes auch heißen kann: ich spreche das Wort „Nein", ohne deswegen das Gefragte zu verneinen! Der Gedankengang des „sauberen" Morallehrers geht dabei dahin, daß nicht ich solcherweise betrüge, sondern der Betreffende, den ich durch so ein Wortspiel irreleite — ist selbst schuld, daß er es mir ermöglicht, indem er es an der erforderlichen Achtsamkeit fehlen läßt. Mein Fehl besteht höchstens darin, daß ich zulasse, daß er sich selbst betrügt! — Einen derartigen Doppelsinn kann sogar die Bibel an die Hand geben. Da im alten Testament der Götzendienst unter dem Bilde des Ehebruchs gezeichnet ist, so kann eine Ehebrecherin sogar auf dem Totenbette beteuern, daß sie keinen „Götzendienst" begangen habe und so um das Bekenntnis des Ehebruchs herumkommen, ohne an ihrer Seele Schaden zu leiden!

Zu diesem verbrecherischen Wahnwitz sind die Jünger Loyola's und ihr Liguori gelangt, indem für sie nicht die persönliche Überzeugung maßgebend ist, sondern irgend eine Autorität. „Probabel" und infolgedessen zulässig ist jede Meinung, auch in den brennendsten Gewissens-Fragen, für die man eine „Autorität" anziehen kann. Eine höhere Autorität als den heiligen Alfonso, den Doctor ecclesiae, gibt es nicht. Wer also im Beichtstuhl sich auf die Meinung Liguoris oder Gurys berufen kann, ist, und wenn er noch so schwer gesündigt hat, zum Voraus absolviert. Hierzu kommt, daß die Jesuiten, welche vor allem mittels des Beichtstuhls zur Herrschaft gelangt sind, um die Beichtenden an sich zu locken, nicht lax genug verfahren konnten. Liguori selbst rühmt sich, in seiner ganzen Praxis von über einem halben Jahrhundert, im Neapolitanischen, auch nicht einen ohne Absolution aus dem Beichtstuhl entlassen zu haben. Ist es zu verwundern, daß die jesuitischen Beichtväter namentlich von jenen gekrönten Häuptern bevorzugt worden sind, welche sich über das Sittengesetz am leichtfertigsten hinweggesetzt haben? Auf diesem kürzesten Wege sind die Jesuitenpatres schon früh zur Macht gelangt.

Daß ein Orden, der sich so vorbehaltlos in den Dienst des römischen Papsttums gestellt hat, keine Nationalität kennt und sich über

alle staatlichen Ordnungen und Gemeinwesen allerort überhaupt, als für ihn nicht maßgebend oder gar bindend, hinwegsetzt, als bestünden diese für ihn nicht, ist selbstverständlich. Derselbe wird infolgedessen z. B. den staatlichen Gerichtsstand als „legitim" einfach nicht anerkennen und schon aus diesem Grunde demselben nicht ernstlich Rede und Antwort stehen. Denn, demonstriert abermals Liguori, einem nicht „legitimen" Richter ist man keine Rechenschaft schuldig. Ihre Ordensgemeinschaft ist eben für sie alles.

Ignatius selbst hatte zwar, wie dereinst Franziskus und Dominikus, damit begonnen, seinem ganzen Besitz zu entsagen, um fortab von Almosen zu leben, die es ihm allerdings ermöglicht haben, bis nach Jerusalem zu pilgern und schließlich an der Universität zu Paris sein theologisches Studium zu absolvieren. Sobald er seinen Orden gestiftet hatte, hat auch er und er erst recht darauf Bedacht genommen, demselben möglichst große Reichtümer zu sichern. Daß diejenigen, welche dem Orden beitraten, ihr Vermögen demselben zur Verfügung stellen mußten, versteht sich von selbst. Ignatius ist indes frühzeitig darauf aus gewesen, noch ganz andere Goldquellen zu erschließen. Hierbei scheint ihm sein Faktotum, der bekehrte Jude Polanko, den er bis zu seinem Tode ständig bei sich behalten hat, besonders behilflich gewesen zu sein. Schreibt er doch unterm 19. Mai 1554 an Lainez: „Mir sagte unser Vater (Ignatius), ich möchte Euer Hochwürden schreiben, es sei nicht ohne, der Herzogin von Florenz zu insinuieren, nach dem Beispiele der Königin von Portugal vor ihrer Entbindung ein Testament zu machen, und darin die Gesellschaft Jesu mit ein paar Legaten, jedes jährlich mit fünfhundert Kronen zu bedenken. Dies Beispiel nachzuahmen wäre nicht so übel."

Ist je eine „praktischere" Anleitung zur systematischen Erbschleicherei gegeben worden? Nicht lange und der Jesuitenorden wird auch als G e l d m a c h t seinesgleichen suchen.

In seinem Kampfes= und Bekehrungseifer ist Ignatius natürlich vor keinem Mittel zurückgeschreckt, am allerwenigsten vor Bekämpfung und Ausrottung der Ketzer. Wenn die heutigen Jesuiten glauben machen möchten, daß ihr Orden der Inquisition fern geblieben sei und die Hexenprozesse sogar von vornherein bekämpft habe, so gehört diese Prahlerei zu den ungezählten Geschichtslügen, mit denen sie so unverfroren zu hantieren gewohnt sind. Ignatius hat zur strengeren Handhabung der römischen Inquisition in Rom selbst angespornt und sogar dem Könige von Portugal zu einer in „königlicher" Form, nach spanischem Muster, direkt persönlich verholfen. Dieser hat dafür den damaligen Nepoten des Papstes mit Pfründen so reichlich bedacht,

daß Ignatius als Dank dafür in diesem seinen einflußreichsten Gönner hatte. Wenn Ignatius nicht auf Einführung der Inquisition auch in Deutschland besteht, so nur, wie er selbst schreibt, „weil sie über die Fassungskraft Deutschlands, wie es einmal bewandt sei, zu gehen scheine."

Gegen die Hexenprozesse haben zwar spätere Jesuiten geschrieben. Allein erst nachdem ihnen diese, beispielsweise in Würzburg und Trier, die erwünschtesten Dienste zur Ausrottung der Ketzer geleistet hatten. Nachdem es dort keinen Ketzer mehr gab, waren die Hexenprozesse in den Augen der Jesuiten allerdings nur vom Übel. Floß doch das Vermögen der hingerichteten Hexen nicht, wie bei den Ketzerhinrichtungen, in die Kasse der Kirche, sondern in diejenige des betreffenden Landesherrn!

Wenn die Jünger Loyolas heutzutage, namentlich in Deutschland, im Lande Luthers, wo sie trotz alledem des Protestantismus noch nicht Herr zu werden vermocht haben, es absolut nicht wahr haben wollen, daß Ignatius den Orden begründet habe zur Bekämpfung des L u t h e r t u m s, so ist auch das echt jesuitische Sophistik. In der Tat hat der hochmütige Spanier, dessen Ignoranz in kirchlichen Dingen zunächst eine absolute war, bei der Gründung seiner „Genossenschaft" nicht an die deutschen Protestanten gedacht. Er wollte, wie wir wissen, ursprünglich nach Jerusalem, um jene Mohammedaner zu bekämpfen und zu bekehren, die er von seiner heimatlichen Halbinsel her als Ungläubige und Bekehrte aus eigener Anschauung genugsam kannte. Als er notgedrungen an das europäische Festland gefesselt blieb, hat er dann sein Augenwerk zunächst auf die romanisierten Länder, auf Spanien und Portugal und deren Kolonien in beiden Weltteilen, auf die beiden „Indien" gerichtet. Seine Jünger und Sendboten haben dementsprechend in Asien, bis nach China und Japan hinein, und in Südamerika am frühesten und festesten Fuß gefaßt. Da gab es freilich keine „Lutheraner" zu bekehren.

Indes Rom liegt in Europa und fühlte sich am unmittelbarsten und gefährlichsten durch das Luthertum, durch die deutschen Protestanten bedroht. Was halfen alle Bekehrungen und Eroberungen in den anderen Weltteilen, wenn die römische Papstkirche am Tiber selbst zusammenbrach? Unterlag sie auch nur in Deutschland, so war sie in ihrer Hauptdomäne getroffen, so war der Verlust durch keine noch so großen Erfolge jenseits der Weltmeere einzubringen. Und so faßte Ignatius, wie er selbst nach Köln an den Kurfürsten=Erzbischof geschrieben hat, zu dem schönen Deutschland „eine g a n z b e s o n d e r e L i e b e". Die gelehrigen Schüler des Liguori nutzen heute diesen Brief natürlich aus, um den deutschen Michel glauben zu machen, daß

diejenigen, welche den Jesuiten, gar den in Deutschland zur Welt gekommenen! die Vaterlandsliebe oder nur besonderes Wohlwollen für uns Deutsche absprechen, dieselben schnöde verleumden. Schade nur, daß der Spanier Ignatius auf seine alten Tage zwar notdürftig Lateinisch, Französisch und Italienisch gelernt, allein sicherlich kein Wort Deutsch verstanden und Deutschland auch nie mit einem Fuße betreten hat. Erschien ihm dasselbe besonders liebenswert (ist der angezogene Satz mehr als eine einschmeichlerische Phrase), so offenbar nur wie einem berufseifrigen Inquisitor, welcher sich auf die viele Arbeit freut, die ihm infolge der argen Ketzerei dort gesichert ist. Wirklich versendet Ignatius sofort nach Begründung des Ordens einen seiner ersten und brauchbarsten Jünger: den aus Savoyen stammenden Faber, welcher freilich damit beginnen mußte, deutsch zu lernen. Ihm gesellten sich alsbald der Spanier Bobadilla und der Genfer Jay bei. Faber selbst mußte bald nach Portugal, allein nicht bevor es ihm geglückt war, in Canisius einen Niederdeutschen zu gewinnen, der als erster Deutscher dem Orden beitrat. Nichts kennzeichnender für die „spanischen Priester", wie die Jünger Loyolas bezeichnenderweise in deutschen Landen hießen, als daß Canisius, aller Hingebung und Erfolge ungeachtet, — schließlich kalt gestellt worden ist, weil er, der in Rom so verwelscht war, daß er sich im „bäurischen" Deutschland nicht mehr wohl fühlte, zu sehr an seinem Heimatlande, an seinem Deutschtum hing!

Das erste erfolgreiche Eindringen der Jesuiten in Deutschland fällt in die Zeit, da Karl V. an der Spitze seiner spanischen Soldateska bei Mühlberg über die protestantischen Fürsten siegte. Alba und Granvella selbst bahnten ihnen die Wege. Vor allem gelang es ihnen, sich bei den Wittelsbachern an der Isar und den Habsburgern an der Donau, deren dynastische Überlieferungen und Hoffnungen auf ihr Verhältnis zum päpstlichen Rom gestellt waren, so warm zu setzen, daß sie in deren Ländern bald freie Hand erlangten. Die Mittel und Wege, die sie anwendeten, die „Rebellen" der römischen Kirche zu unterwerfen und so ihre eigene Herrschaft aufzurichten, sind aus dem Briefwechsel mit Ignatius selber, deutlich genug erkennbar.

Dem weltlichen Klerus und den andern Orden standen sie so fremd gegenüber, daß sie Fürsten wie Maximilian von Bayern und Ferdinand von Österreich es nahelegten, sie durch Einziehung von Klöstern auszustatten. Sie konnten reiche Geldmittel um so weniger entbehren, als sie sich mittels der Schulen der Jugend zu bemächtigen trachteten und zu diesem Zwecke den Unterricht umsonst erteilten. Das Erste blieb immer, sich den Landesherrn und seinen Hofstaat zu

sichern. Mit der Defensive sei es, wie sie nicht müde wurden zu demonstrieren, nicht getan, die noch zu Rom Haltenden müßten entschlossen in die Offensive übergehen. Lutherische Räte und der Ketzerei auch nur verdächtige Beamtete sollten, wie Ignatius selbst in einem Schreiben an Ferdinand rät, sofort entfernt und außer Landes gewiesen werden. Das galt namentlich auch von den Schullehrern und zumal von den Professoren an den Universitäten. „Es werde," sagt der sonst so vorsichtige Ignatius sogar, „sehr nützlich sein, wenn an einigen ketzerischen Beamten ein Exempel statuiert würde. Würden erst einige mit dem Tode oder mit Gütereinziehung und Exil bestraft, so würde man den Ernst schon spüren." Vor allem mußte mit den Schriften der Ketzer gründlich aufgeräumt werden. Dieselben sollten, wie Gothein gewiß mit Recht vermutet, mittels Haussuchung, plötzlich beschlagnahmt werden. Und wenn es sich um eine Grammatik handelte — ein Ketzer durfte bei der Jugend keinerlei Autorität genießen, sein Name überhaupt nicht genannt werden, es galt, ihn — todzuschweigen.

Die Gewalt blieb indes immer die ultima ratio. Je radikaler und brutaler letzten Endes Ignatius aufzuräumen entschlossen war, desto eifriger blieb er jedoch darauf bedacht, die zu Vernichtenden nicht unnütz zu reizen und zu erschrecken. „Das ist das Erste", schreibt er selbst an Lainez, „wenn man den Ketzern nutzen (!) will, daß man sich von der größten Liebenswürdigkeit gegen sie zeige und sie auch wirklich liebe und so alle Gedanken aus ihrem Geiste verdränge, die unser Ansehen bei ihnen verringern könnten." Deshalb sind im Gespräche Anfangs nur solche Punkte zu berühren, in denen beiderseits Übereinstimmung herrscht. Auf dem Katheder und der Kanzel soll die „milde" Tonart walten. Die Ketzer sollten kein Scheltwort zu hören bekommen, keinerlei Erbitterung gegen ihre Irrtümer darf laut werden. Überhaupt sollten alle Dogmenstreitigkeiten möglichst vermieden werden. Wenn die Abgefallenen nur dahin zu bringen seien, daß sie die Gebräuche der römischen Kirche wieder annehmen, sei es zunächst auch nur äußerlich, sei die Reformation überwunden, Luther selbst, meinte Faber naiv, werde, wenn man ihn nur hierzu überreden könne, aufhören Ketzer zu sein.

Greifbarer als durch diese Auffassung der lutherischen Neuerung kann der absolute Gegensatz zwischen Luther und Loyola nicht in die Augen springen. Während der deutsche Reformator nichts so nachdrücklich betont hat, als die Nutzlosigkeit und das Seelenverderbnis guter Werke im Sinne der römischen Priester-Kirche, ohne den Glauben, also ohne entsprechende Gesinnung, ist bei dem Spanier und seinen Jüngern alles umgekehrt auf blinde Unterwürfigkeit und Werkheiligkeit gestellt.

Entspricht diese Ausscheidung des „Geistigen" doch nur der ganzen Richtung des Loyola von Grund aus! Religiöse Erkenntnis liegt ihm womöglich noch ferner als wissenschaftliche. Will er doch nichts sein, als ein blindgehorsamer Soldat des römischen Papsttums! Eben jene sittliche, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, welche Loyola mittels seiner Exerzitien und seines Kadavergehorsams bis in die Wurzel hinein ertöten will, will Luther wecken und aufrichten. Seine Überzeugung, die Gottesstimme in seinem Innern ist ihm alles. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Es sei denn, daß man ihn aus der heiligen Schrift heraus, auf die er seine Theologie gründete, oder durch Vernunftgründe eines Besseren belehre. Mit dieser Berufung auf sein Gewissen hat er, der Einzelne, die päpstliche Welt tatsächlich aus den Angeln gehoben. Während ihm nichts über die Wahrhaftigkeit geht, ist der Begriff dieser, wie wir sehen, für Loyola und seine Jünger gar nicht vorhanden. Einen größeren Gegensatz als zwischen den Exerzitien und dem Ordensstatut des Ignatius und Luthers Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen oder die babylonische Gefangenschaft, ist nicht denkbar.

So in allen Stücken. Während Ignatius, der Spanier, in dem Dienst Roms aufgeht und seine Jüngerschar aus aller Herren Länder zusammenläuft, ruft Luther seine Deutschen gegen die römische Gewaltherrschaft und Seelenknechtschaft auf; der Papst ist ihm nicht nur der Antichrist, sondern zugleich der unleidlichste aller Tyrannen und Fremdherrscher, dessen entsittlichendes Joch es abzuschütteln gilt. Dieses nationale Moment ist bei Luther geradezu ausschlaggebend. Er ist nicht nur unser religiöser, sondern unser geistiger, unser vaterländischer Reformator kurzweg. In ihm wurzeln zugleich unsere Dichter und Denker, unsere Klassiker und unsere Männer der Tat sämtlich. Wer ihn abtun, sein Werk ungeschehen machen will, kann dieses nur, indem er unsere ganze Geisteskultur und unser nationales Staatswesen an der Wurzel trifft. Eben hierauf haben es Loyola und seine Jünger abgesehen. Sie haben solcherweise, wie Gothein, der sonst in seinem Urteil Zurückhaltende, in seinem fundamentalen Werk über Ignatius treffend bemerkt, „es mit der Zeit fertiggebracht, die Hälfte des deutschen Volkes von der nationalen Kultur auf Jahrhunderte auszuschließen".

Wie spürbar ihre Erfolge gleich Eingangs, noch während der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts im südlichen und westlichen Deutschland, in München, Wien und Köln zumal, auch gewesen sind, ihr eigentlicher Siegeszug beginnt erst, als sie die katholischen Machtinhaber dahin bringen, auf das bereits unter ihren Auspizien zum

Abschluß gekommene Tridentiner Konzil gestützt, die Gegenreformation mit Feuer und Schwert in die Hand zu nehmen. Mögen ihre Geschichtsschreiber sich noch so dagegen sperren — der von ihnen angefachte dreißigjährige Krieg ist ihr eigenstes Element gewesen.

Können die „Friedfertigen" dies übrigens zugleich naiver und drastischer bekunden, als durch den jüngst inszenierten Tilly-Rummel? Weil ihr Tilly — er war von ihnen erzogen und ihnen wie kein anderer zu Willen — der spanische Niederländer, als Feldherr der katholischen Liga, an der Spitze seiner aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Soldateska, den Protestanten die empfindlichsten Schläge zugefügt hat, ist er, der 52 Jahre alt geworden ist bis er nach Bayern kam und nur sehr notdürftig deutsch sprechen konnte, der bayerische Nationalheld! Dabei hat der Unvergleichliche nicht einmal verhindern können, daß Gustav Adolf München einnahm! Als Ludwig I., der Denkmalsüchtige, welcher, selbst nichts weniger als ein „Kundiger", sich in der Wahl seiner Auserlesenen von rechts und links her nur zu leicht bestimmen ließ, diesen Tilly neben Wrede, als Einzige! in seine Feldherrnhalle stellte, spöttelte der Volksmund zwar: „Der Eine (nämlich Tilly) ist kein Bayer und der Andere (nämlich Wrede) kein Feldherr gewesen!" — allein wenn heute ein Geschichtskundiger wie der Münchener Professor Du Moulin der Meinung ist, daß Männer wie v. d. Tann und Hartmann, die Führer der Bayern 1870/71, eher in die bayerische Feldherrnhalle gehörten als Tilly, der finstere Jesuitenheld, so gehört der Professor von den frommen „Bruderschaften", den bayerischen Jesuitenbataillonen, für eine solche Schmähung des bayrischen Volkes und Fürstenhauses — zum Lande hinausgejagt! So muß der Zerstörer Magdeburgs — denn das bleibt Held Tilly, auch wenn die Verteidiger in ihrer Verzweiflung, damit die Stadt ihm nicht als festes Lager diene, das Feuer selbst ansteckten — auch noch bei der bayrischen Muttergottes zu Altötting ein Denkmal erhalten, das allerdings dort besser am Platze wäre, als im Isar-Athen.



Wohl lag 1648 das „lutherische" Deutschland ein blutender Rumpf ohne Kopf und ohne Glieder am Boden; allein das protestantische Deutschland war deswegen doch nicht vernichtet und somit das Werk der Jesuiten nicht getan. Wie fest sie sich auch in den wieder „katholisierten" Territorien einnisteten, die Protestantischen wußten sich dieselben vom Leibe zu halten. Gelang es ihnen 1697 den Kurfürsten von Sachsen, den Vorstand der Evangelischen im Reiche, mittels der polnischen Königskrone, die sie mit Hilfe des Helden der Bartholomäusnacht in ihre Gewalt gebracht hatten, zu ködern,

so blieb das sächsische Volk darum erst recht lutherisch. Die Königskrone auf dem Haupte der Wettiner gab zudem dem Hohenzoller den letzten Sporn, es ihnen gleich zu tun. Wie haben sich die Jünger Loyolas auch an diesen herangemacht! Indes — sein protestantisches Rückgrat erwies sich zu stark. Am 18. Januar 1701 setzte er sich zu Königsberg die preußische Königskrone eigenmächtig aufs Haupt, ohne nach Seiner Heiligkeit im Vatikan zu fragen. Auch die Hoffnung des Pater Volta, daß es wenigstens gelingen werde, ihn oder seinen Kronprinzen nachträglich einzufangen, ward zu Schanden. Der Verdruß des Papstes über diese schwere „Niederlage" war ein so bitterer, daß bis nach dem Tode Friedrichs d. Gr. der römische Kalender nur einen „Markgrafen von Brandenburg" kannte! Dafür haben die ersten preußischen Könige Seine Heiligkeit ihrerseits wie — Luft behandelt.

Friedrich Wilhelm I. fühlte sich, infolge des Abfalls, um nicht zu sagen des Hochverrats, des Wettiner so sehr als Vorstand und und Beschützer der Evangelischen im Reiche, daß er den Jesuiten in Heidelberg, als diese dem westfälischen Friedensvertrage zum Trotz den Evangelischen sogar die Hälfte der Stadtkirche entreißen wollten, derart auf den Finger klopfte, daß ihrem pfälzischen Kurfürsten die Residenz in der alten Neckarstadt darob gründlichst verleidet ward und er nach Mannheim übersiedelte. Ohne daß darum die Jesuiten Heidelberg aufgegeben hätten. Als Friedrich der Große als Kronprinz 1733 durchkam, fand er daselbst, wie er seiner Schwester Wilhelmine schreibt, nur ein „elendes Jesuitennest" vor. Für die Entführung der unersetzlichen Universitäts-Bibliothek nach Rom hatte ein Jahrhundert zuvor bereits — Tilly gesorgt.

Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts haben sich die Jesuiten in den katholischen Ländern selbst, wo sie wenigstens bei den Fürsten bereitwillige Aufnahme gefunden hatten, auf das äußerste verhaßt gemacht. So in Frankreich. Man traute ihnen nachgerade jede Untat zu. Insbesondere die Beiseiteschaffung unbequemer Machthaber mittels des von ihren Schriftstellern so oft gerechtfertigten — „Tyrannenmordes".

Der Anschlag eines ihrer Schüler (Jean Chatel) gegen Heinrich IV. bewirkte ihre Ausweisung als „eine abscheuliche und teuflische Gesellschaft, Verderberin der Jugend und Feindin des Königs und des Staates". Der Pater Guignard wurde sogar wegen seiner regiciden Schriften in aller Form hingerichtet. Indes verstanden sie es trotz alledem, sich bei Heinrich IV. selber bald genug wieder in Gunst zu setzen. Er wählte sogar einen Jesuiten zum Beichtvater. „Es ist besser mich ihnen anzuvertrauen," soll er gesagt haben, „als ewig vor ihnen zu zittern". Unter dem Regimente

des Kardinals Richelieu gediehen sie nur zu gut. Unter Ludwig XIV. gewannen sie so unbedingte Gewalt, daß er ihnen in ihrem tötlichen Kampfe mit den Jansenisten und durch die Austreibung der Hugenotten zu Willen war. Sie mißbrauchten ihre Macht indes schließlich in dem Maße, daß, als sie im Gefolge des französisch-englischen Krieges, 1755—63, der sie namentlich in ihren amerikanischen Besitzungen und ihrem Handelsverkehr schwer schädigte, ihren Zahlungen nicht nachkommen konnten, ihre Stunde schlug. Die Parlamente prüften ihre Konstitutionen und erklärten dieselben mit dem Wesen und der Sicherheit des Staates unvereinbar. Dem Papste ward, falls er sie nicht fallen lassen wollte, geradezu mit Krieg gedroht.

Schon kurz vorher war es in jenem Portugal, wo sie die Herrschaft am vollständigsten an sich gerissen hatten, um sie geschehen. Auch dort ward ihnen ein Anschlag auf das Leben des Königs zu Last gelegt. Die Hauptsache aber war, daß sie den Staat als solchen tötlich zu überwuchern drohten. Dieselbe Erscheinung in Spanien selbst, dem Heimatlande des Stifters des Ordens. Die bourbonischen Höfe in Italien, Venedig, der König von Sardinien — niemand wollte die Unerträglichen länger dulden.

Selbst die Habsburger in der Hofburg an der Donau und die Wittelsbacher an der Isar, ihre ersten und dienstbereitesten Gönner in deutschen Landen, die so lange mit ihnen durch dick und dünn gegangen waren, schüttelten sie ab! Als ihnen in Bayern bedeutet wurde, daß sie die Verbindung mit ihrem auswärtigen Oberen, mit ihrem General in Rom, abzubrechen hätten, erwiderten sie, daß dies gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung sein werde, indem eben der Gehorsam gegen diesen ihr oberster Grundsatz sei. „Wer", fragten sie dreist, „könne vergessen, daß es nur „ausländischen Jesuiten" zu danken sei, wenn die alleinseligmachende Kirche in Bayern erhalten worden sei?" Der „geistliche Rat", der damals in München (!) zum Schutze des Staates gegen die römisch-katholische Kirche eingesetzt worden ist, entgegnete indes kaltblütig: „Unser Staat will Bürger. Die gebt ihr uns durch Fremdlinge nicht, zumal nicht in Schulen und Klöstern, wo sich die Geistlichkeit zum Staat im Staate erhebt. Bayern ist nicht dazu da, um mit Opfern auswärtiger Häuser die Gesellschaft Jesu zu erhalten." — Selbst Maria Theresia erwiderte dem Papste, Clemens XIII., als dieser in seiner Not um ihre Hilfe gegen die ihn bedrängenden Fürsten und Staaten anging: es sei die Jesuitenfrage keine Angelegenheit der Religion, sondern der Politik! —

Und so blieb dem Papste schließlich nichts übrig, als die-

jenigen, welche sich zu seinen entschlossensten Vorkämpfern aufgeworfen hatten, selbst — aufzulösen. Clemens XIV (Ganganelli) scheint übrigens die Auffassung derjenigen, welche in dem herrschsüchtigen Orden mit seinen mehr als laxen moralischen Grundsätzen auch vom kirchlichen Standpunkte aus nur ein — Übel sahen, geteilt zu haben. Er hob 1773 den Orden auf, weil durch ihn der „Friede und die Ruhe der Christenheit" gestört worden sei. Ob der Edelmütige, welcher auch sonst für einen Papst zu frei und menschlich dachte, um dieser Tat willen, durch Gift beseitigt worden ist, mag dahingestellt bleiben. Daß man den Jüngern Loyolas eine derartige Beseitigung allgemein zugetraut hat, steht fest. Nicht nur damals. Auch heute sind die Kundigsten überzeugt, daß sie nach wie vor — dessen fähig wären. Was besagt übrigens die physische Vergiftung Einzelner in Vergleich zu dem psychischen Gifte, das sie Allen eingeben möchten!

Nichts kennzeichnet diejenigen, deren höchstes Gelübde dasjenige des Gehorsams ist und dieses zwar vor allem gegenüber dem Papste, dessen Unfehlbarkeit sie von jeher verfochten haben, als daß sie seiner Entscheidung, seinem unzweideutigen Befehle zuwider — sich nicht auflösten — und sich sogar zu diesem Behufe unter den Schutz ketzerischer Mächte stellten. Im protestantischen England und Dänemark durfte der Orden unbehelligt fortbestehen. Auch Katharina II. von Rußland, welche die Jesuiten gegen die römische Hierarchie in Polen gut brauchen zu können meinte, nahm sie unter ihre Flügel. So bekanntlich auch — Friedrich der Große.

Was tun sich ihre Verfechter zurzeit darauf zugute, daß Friedrich sich sogar in einem Schreiben an d'Alembert nicht ohne Anerkennung über sie geäußert hat! Wie vernichtend für alle, welche vor der Jesuitengefahr warnen! Die Wahrheit ist, daß Friedrich sie in der Tat als Schullehrer für die Erziehung der Jugend für brauchbar erachtet hat; jedoch nur in — Ermangelung eines bessern. Und dieses zwar in jenem Schlesien und Polen, welche er aus der Hand der Römlinge in einem in Bezug auf Schulbildnng dermaßen rückständigen Zustande übernommen hatte, daß er sich nicht anders zu helfen wußte. Namentlich waren sie unter der römisch-katholischen Geistlichkeit die einzigen, welche sich mit der „Wissenschaft" beschäftigten und als Pädagogen ernstlich in Betracht gezogen werden konnten. Wie Friedrich sie sonst einschätzte, darüber läßt seine Erwiderung an d'Alembert, der ihm seine Schrift gegen dieselben 1765, kurz nach ihrer Ausweisung aus Frankreich, übersandte, keinen Zweifel. Damals suchte der Papst (Clemens XIII.) sie noch zu halten und ihren Einfluß sogar zu vermehren. Friedrich aber untersagte die Verkündigung der sie

betreffenden päpstlichen Bulle, um — wie er an d'Alembert schreibt, „das verderbliche Gewürm, welches früher oder später (allenthalben) das Schicksal erleiden wird, welches dasselbe in Frankreich und Portugal bereits erlitten hat, bei mir (in meinem Staate) nicht noch zu stärken!" Als der Papst seinerseits den Orden aufhob, wurde die Lage für Friedrich freilich eine andere. Damit sei, wie er selbst an Voltaire schreibt, den Füchsen der Schwanz abgeschnitten worden, so daß sie nicht mehr wie diejenigen Samsons die Getreidefelder der Philister niederbrennen könnten. Wenn er, um seine Souveränität aufrecht zu erhalten, nun auch die Bulle Clemens XIV. nicht verkünden ließ und die Verfolgten in seinen königlichen Schutz nahm, so durften sie doch nicht länger eine „Körperschaft" bilden. Er machte sich gleichsam selbst zu ihrem General. Da sie zudem in der anderen römischen Geistlichkeit keinen Rückhalt besaßen, diese vielmehr darauf bedacht war, sie los zu werden, so hielt er sie für hinreichend ohnmächtig, um nicht weiter schaden zu können. Wenn d'Alembert ihn daran erinnerte, wie sie ihm im siebenjährigen Kriege mitgespielt hatten, so lautete die königliche Antwort: Man kann keinen Pardon gewähren, wenn nicht gesündigt worden ist! Wie alle Verfolgte, so waren nunmehr auch die vom Papste selbst, von sämtlichen römisch-katholischen Mächten Verfehmten ihm — Schutzbefohlene. Er habe übrigens, meinte er schalkhaft genug, bei der Übernahme Schlesiens im Dresdener Frieden beschworen, die römisch-katholische Religion in ihrem Bestande nicht anzutasten, er habe solcherweise die Jesuiten mit übernommen. Die „katholischen" Fürsten hätten zwar jederzeit einen Papst zur Verfügung, welcher sie, kraft seiner Allmacht, ihrer Eide entbindet, er, der Ketzer, müsse sein Wort halten! Im übrigen habe er die Einwände gegen die Jesuiten gelesen und zu einem guten Teil wohl begründet befunden.

Die Jesuitenverfechter werden also gut tun, von dem so siegesgewiß angezogenen Zeugnisse Friedrichs in Zukunft besser abzusehen. Die Geschichtsmethode ihrer Klopp und Janssen bleibt nun einmal eine Grube, in die man nur zu leicht — selbst hineinfällt.

In Napoleon, dem kundigen Korsen, fanden die Jünger Loyolas ihren Meister. So weit sein Szepter reichte, mußten sie aus der Schußlinie bleiben. Hatte er auch die römisch-katholische Hierarchie in Frankreich wieder hergestellt, so duldete er doch nichts, was einer „geistlichen Miliz" gleichkam, am allerwenigsten die „Compagnie" Jesu selber. Ihr Name durfte in den Zeitungen gar nicht genannt werden!

Der Sturz des Soldatenkaisers bedeutete dafür ihre Wiederauferstehung. Bereits 1814 „befiehlt" Pius VII. die Wiederherstellung des Ordens, den Clemens XIV., 40 Jahre zuvor, kraft eben derselben

„apostolischen Machtvollkommenheit", für immer aufgehoben hatte! Seine Heiligkeit meinte, der „kräftigen und erfahrenen Ruderer, die sich selbst anboten, das Schifflein Petri durch die stürmischen Wellen eines jeden Augenblick mit Schiffbruch und Tod drohenden Meeres zu leiten", nicht entraten zu können. Mittels des Wiener Fürsten-Kongresses bemächtigten sich dieselben mit einem Schlage wieder der Fäden der europäischen Politik. Nicht nur das „Schifflein Petri" wollten sie glücklich wieder über Wasser bringen, sondern zugleich alle Throne vor der „Revolution" sicher stellen.

Die Rolle, welche sie namentlich auch als Handlanger Metternichs bis 1848 in deutschen Landen gespielt haben, ist noch lange nicht zureichend aufgedeckt. Weder die schon 1820 ausbrechende Revolution in Spanien, Portugal und Italien haben diesen ihren Gönner, der stets Alles „voraussah", irre gemacht. Nicht einmal der Zusammenbruch des Bourbonenthrones an der Seine, im Juli 1830 — ein wahres Meisterstück jesuitischer „Rettungs"-Kunst in Bezug auf Thron und Altar! — hat dem immer vollständiger im Eigendünkel aufgehenden österreichischen Staatsmanne des „Stillstandes" die Augen geöffnet.

Wenn der „Völkerfrühling" am Ausgang der 40er Jahre die Nachtvögel einen Augenblick verscheuchte, so sind sie in dessen Gefolge, als anfangs der 50er Jahre die Winterzeit der Reaktion wieder anbrach, in nur um so dichteren Schwärmen wiedergekommen. War doch der Napoleonide in den Tuilerien buchstäblich von ihren Gnaden! Zwanzig Jahre, meinte neulich der derzeitige französische Ministerpräsident, hat den Jesuiten genügt gehabt, sich der Schule, des Staatsrats, des obersten Gerichtshofes und des Heeres zu bemächtigen. Gestützt zugleich auf Napoleon III. und den ebenfalls von dem „Völkerfrühling" am Ausgang der 40er Jahre emporgetragenen und zugleich bedrohten Kaiser Franz Joseph durften sie hoffen, das, was ihnen im 30jährigen und wieder im 7jährigen Kriege nur halb geglückt war, zu Ende zu bringen: mit dem protestantischen Preußen-Brandenburg das Rückgrat eines auf sich selbst gestellten, von Rom unabhängigen deutschen Nationalstaates zu brechen. Dieses um so zuversichtlicher, als auch die protestantischen Fürsten, welche auch römisch-katholische Untertanen hatten, der König von Preußen selbst an der Spitze, ihnen Tür und Tor öffneten, um mit ihrer Hilfe der „Revolution" Herr zu werden. Ein Irrwahn, den kein geringerer als Bismarck später als solchen geißeln sollte.

Wie vollständig die Jünger Loyolas in Rom selbst, im Vatikan, die Herren waren, verriet Mitte der 50er Jahre die feierliche Verkündigung des Dogmas der „unbefleckten Empfängnis", ihr eigenstes

Geistesprodukt; bekundete die Ausrufung des Morallehrers Liguori zum Doctor ecclesiae, der Syllabus und schließlich, als 1866 anstatt eines zweiten Kollin der Tag von Königgrätz hereinbrach, die Ausrufung der päpstlichen Diktatur, das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, die Erfüllung dessen, was sie vom ersten Tage ihres Bestehens an vorausgesetzt und unausgesetzt zu einem Kirchengesetz zu machen, erstrebt hatten. Damit war die Partie frisch gebunden. Jetzt konnte das Los der Waffen wieder angerufen werden. Die bigotte Spanierin auf dem Throne an der Seine, die ihrem alternden Gemahl immer mehr die Wege wies, welche ihr Beichtvater ihr eingab, durfte *ihren* „kleinen Krieg" vom Zaune brechen.

Anstatt des erhofften „Spazierganges nach Berlin" kamen indes Sedan und die Ausrufung des Deutschen Kaisertums im Spiegelsaal zu Versailles! Was gab es für die Jünger Loyolas da wieder für Arbeit! Unter ihren Auspizien erstand alsbald in Berlin der parlamentarische „Zentrumsturm", der weit sinnvoller und richtiger *Jesuitenturm* hieße.

Die Bedrohung des ihren Ränken zum Trotze erstandenen deutschen Nationalstaates mit evangelischer Spitze seitens der Jünger Loyolas, als der eifrigsten und folgerechtesten Vorkämpfer des Caesaropapismus, war — aller Geheimtuerei ungeachtet — eine zu augenscheinliche, als daß man an maßgebender Stelle nicht darauf Bedacht genommen hätte, der weiteren Entwicklung der Gefahr womöglich noch rechtzeitig vorzubeugen. Im Frühjahr 1872 legte die Reichsregierung dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, welcher die polizeiliche Ausweisung „der Mitglieder der Gesellschaft Jesu oder einer mit diesem Orden verwandten Kongregation" aus dem Gebiete des Reiches vorsah, auch im Falle dieselben das deutsche Indigenat besaßen. Dr. Friedberg, der als Bundesbevollmächtigter die Vorlage befürwortete, bezeichnete dieselbe als einen Akt der *Notwehr*. Es gelte — das *Hausrecht* gegenüber Solchen zu wahren, die es auf die Unterminierung des Reiches abgesehen hätten.

Indessen ward dieser Entwurf der Regierungen alsbald als zu — unbestimmt und wenig durchgreifend erkannt. Der Reichstag ergänzte, präzisierte denselben, indem er einen § 1 voranschickte, des Inhalts:

„*Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen.*

„Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrat zu bestimmenden Frist, welche sechs Monate nicht übersteigen darf, aufzulösen."

In einem zweiten Paragraphen wurde der ursprüngliche Entwurf der Regierungen angefügt, indes mit der Abschwächung, daß den „Ausländern" zwar das Reichsgebiet untersagt werden könne, den „Inländern" indes nur der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten innerhalb des Reiches.

In dieser Form ist das Gesetz schließlich mit 181 gegen 93 Stimmen vom Reichstag angenommen worden.

Während des „Kulturkampfes" ist dieses Gesetz von den Regierungen auch gehandhabt worden. Als der Wind umgeschlagen hatte, das Zentrum „regierungsfähig" geworden war, begann man damit, die dem Jesuitenorden „verwandten" oder auch „ordensähnlichen" Kongregationen — eine nach der anderen wieder zuzulassen. Und da von polizeilicher Ausweisung oder auch nur lokaler Verpflanzung einzelner Jesuiten nichts verlautbart ist, scheint der § 2 überhaupt nicht ernstlich angewendet worden zu sein.

Der „Latitudinarier" Windthorst war ganz der Mann, den „Zentrumsturm" zu erbauen — indem er eine Partei nach der anderen gegen einander ausspielte und sie sich so sämtlich zu Handlangern machte. Das Jesuitengesetz war ein „Ausnahmegesetz" und als solches im Prinzip mit demjenigen gegen die Sozialdemokratie gleichartig. Wer gegen „Ausnahmegesetze" als solche sei, hieß es daher, müßte folgerecht zur Aufhebung des Jesuitengesetzes mitwirken. Keine Partei wollte der wachsenden Macht des Zentrumsturmes gegebenen Falles entraten. Derart gelang es nach und nach, eine Mehrheit im Reichstage für die Beseitigung des Jesuitengesetzes zusammenzubringen. Der Bundesrat indes beharrte bei der Aufrechterhaltung desselben — wenigstens in der Theorie.

So die Lage der Dinge, als der preußische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler v. Bülow, in seiner Not wegen seiner Zolltarifsvorlage, sich nicht anders zu helfen gewußt hat, als indem er als Entgelt für die Zustimmung zu diesem seitens des Zentrums — die preußischen Stimmen im Bundesrate für die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes verpfändete. Hierdurch ist nicht nur die Besorgnis geweckt worden, daß Preußen dem Drängen der Jesuiten selbst nicht länger Widerstand leisten wolle, sondern zugleich wieder einmal nur zu greifbar zu Tage getreten, wie „ungeniert" nachgerade das Zentrum seine so verrufene — Kuhhandelspolitik betreibt, wie demselben die kirchenpolitischen, die päpstlich-römischen Interessen, der Jesuitismus — über alles geht.

Hieraus erklärt sich der Entrüstungssturm, der neuerdings durch die deutschen Lande geht.

Es handelt sich keineswegs um den § 2 als solchen. Dieser ist seiner ganzen Fassung nach überaus — fragwürdig. Während er auf der einen Seite den Polizei-Organen eine bedenkliche Machtbefugnis einräumt, wirkt er dadurch, daß er ausländische und inländische Jesuiten unterscheidet, in hohem Maße — irreleitend. Als gebe nicht jeder Jesuit dadurch, daß er dem internationalen Orden beitritt, der ihn ganz und ausschließlich in Anspruch nimmt, ihn als Menschen und als Bürger restlos absorbiert, sein Vaterland und damit sein Staatsbürgerrecht, sein Indigenat selbst auf? Wo aber ist das Staatsbürgerrecht, welches dem Einzelnen verstattet, Bürger zugleich zweier, gar einander entgegengesetzter Staatswesen zu sein? Fürst Hohenlohe, der spätere Reichskanzler, der „Katholik", war sich denn auch darüber vollständig im Klaren; er schlug daher vor: jedem Jesuiten als solchem den Aufenthalt im Reiche zu versagen. Selbst sein Bruder — der Kardinal — war der Ansicht, daß es immer gut sei, „unser Vaterland vor dieser Landplage zu behüten".

Niemand hat vor dieser „Landplage" nachdrücklicher gewarnt, als der größte Kirchenhistoriker, den die römisch-katholische Kirche im 19. Jahrhundert gehabt hat: Ignaz v. Döllinger, der selbst lange in ihrem Banne gestanden hat.

Da zudem dieser § 2, wie gesagt, von den Machthabern längst nicht mehr ernstlich gehandhabt wird, so scheint an dessen Aufrechterhaltung oder Aufhebung wenig genug gelegen. Und doch ist an dessen Beseitigung den Jesuiten und ihren Vorkämpfern augenscheinlich ungemein viel gelegen, nicht nur weil er im Notfall immerhin eine gewisse Handhabe gegen sie bietet, sondern weil sie voraussehen, daß wenn sie nur erst vereinzelt, „zerstreut" unbehelligt eindringen und sich festsetzen können, der Tag nicht mehr fern sein wird, da auch der § 1 und damit das ganze Reichs-Schutzgesetz gegen sie — in Wegfall kommen wird. Wie die Machthaber jetzt fragen: wozu einen Paragraph, der doch nicht gehandhabt wird, länger aufrechterhalten? So wird es bald genug heißen: sie sind nun einmal da — weshalb ihnen Kollegien, feste Ansiedelungen verwehren? Man zwingt sie dadurch nur, solche jenseits der Reichsgrenzen zu errichten und so erst recht der staatlichen Kontrolle zu entziehen! Weit besser, dieselben bestehen innerhalb der Machtsphäre des Reiches! — Dieser Erwägung werden sich die „Klugen" im Lande dann ebensowenig entziehen können, wie heute den „wertlosen" § 2 für überflüssig und daher nur vom Übel anzusehen.

Der Kampf um diesen in der Tat an sich „hohlen" Paragraphen 2 aber ist zugleich eine Machtprobe. Daß die Bundesregierungen, die preußische voran, die Aufhebung desselben nicht aus freier Ent-

schließung heraus wollen, liegt nur zu klar am Tage. Gelingt es den Römlingen, ihnen die Hand auch in diesem Falle (trotz des Volksunwillens in allen deutschen Gauen) zu zwingen, wo und wann soll ihnen noch Halt geboten werden?

Freilich sind diejenigen, welche nur für diesen § 2 ins Feld rücken, schlecht beraten. Wer die Jesuitengefahr kennt und ihr vorzubeugen entschlossen ist, darf nicht in der Defensive vor dieser offenen Bresche stehen bleiben, der muß neue Schanzen aufwerfen, welche auch diese Bresche wett machen. Der muß verlangen, daß das bestehende Gesetz entsprechend verschärft werde.

Dieses erscheint um so unerläßlicher, als wir tatsächlich nachgerade — ein „Jesuitenstaat" in aller Form zu werden drohen. Schon den sich jeder Kontrolle entziehenden Orden zu greifen, ist, wo einmal die römische Hierarchie eingedrungen ist und unter staatlichem Schutze steht, fast ein Ding der Unmöglichkeit. Das hat, wie die päpstliche Aufhebung des Ordens während mehr als eines Menschenalters gezeigt hat, nicht einmal die Kirche fertig gebracht. Es ist nicht nur der Orden selbst, der dabei in Betracht kommt; will man ihn unschädlich machen, muß man ihn in allen seinen Verzweigungen, seinen Anhängseln packen. Wo aber ist heute ein geistlicher Orden der römisch-katholischen Kirche, den er nicht in seine Abhängigkeit gebracht hätte? Dank seiner Einwirkung sind dieselben mehr und mehr sämtlich solidarisch geworden, hängen sie wie die Kletten zusammen. Hat er doch die Fäden in Rom selbst, an der Quelle der Macht, in seine Gewalt bekommen! Nicht einmal die ihm „affilierten" Orden oder ordensähnlichen Körperschaften sind feststellbar. Das hat selbst ein Döllinger nicht vermocht. Können nicht Laien aller Stände durch zeitlich oder auch inhaltlich beschränkte Gelübde dem Orden sogar **direkt** angehören? Hierzu kommen „Bruderschaften", Krankenpfleger und Schulbrüder ohne Ende. Man denke nur an die marianischen Kongregationen aller Art! Bemächtigen diese sich nicht sogar bereits der Schuljugend? Das ist zwar von Staats wegen untersagt, allein wann hätte ein Jesuit sich durch ein Verbot eines weltlichen Staates behindern lassen? Wenn das „Zentrum" neuerdings mit wachsender Ungeduld und Dreistigkeit in den preußischen Minister des Kultus und Unterrichts dringt, solche „Jugendvereine" zuzulassen, so kann man sicher sein, daß dieselben bereits so weit organisiert sind, daß die Drahtzieher den Augenblick für gekommen erachten — dieselben aufdecken zu können, in der festen Zuversicht, daß sie bereits hinreichend tief Wurzel gefaßt und Holz angesetzt haben, um jedem Ansturm zu trotzen. Wer kontrolliert in dieser Beziehung auch nur

die „katholischen" Studentenvereine, die sogar mit akademischen Abzeichen einherstolzieren?

Wie haben die schwarzen Bataillone, wie hat der „Schwarze Pöbel" in der schwarzen Presse getobt, als ich, um die Gefahr solcher „Brüderschaften" vor Augen zu stellen, daran erinnerte, daß man solche „Krankenbrüder" bereits in den Straßen Karlsruhes hilflose Greise einherführen sehen könne! Es werden zwar solche „Schaustellungen" offenbar inszeniert, um an den noch ungewohnten Anblick zu „gewöhnen", auch um mit solcher „Menschenliebe" zu prahlen und zu betören; daß der betreffende „Ordensbruder" auch dazu dient, den hilflosen Kranken in seine seelische Gewalt zu bekommen und damit zugleich womöglich seinen — Geldbeutel, entspricht zwar nur dem, was Ignatius durch seinen Polanko schon selbst angeordnet hat, allein wenn Unsereiner daran erinnert, — so ist er ein niederträchtiger Verleumder, ein Beschimpfer reinster Menschenliebe, ein Religionshasser, ein Unmensch, der gesteinigt gehört.

Ein Ordensmann bleibt ein Ordensmann, auch als Krankenpfleger. Ich aber frage: ob gebrechliche, hilflose Kranke und Alte sowie deren Angehörige nicht ein Anrecht darauf haben, vor einer derartigen „Erbschleicherei" von Staats wegen geschützt zu werden? Beispielsweise in England bestehen hierfür die strengsten gesetzlichen Anordnungen. Warum nicht auch bei uns in Deutschland?

Am unmerkbarsten und infolgedessen am schwersten greifbar sind die jesuitischen Schlangen, wenn sie die Frauen antreiben und vorspannen. Ignatius hatte zwar für das weibliche Geschlecht eine solche Mißachtung, daß er weibliche Ordensmitglieder verpönte, allein nur um so eifriger sind heute seine Jünger darauf aus, ihnen untertänige Frauenorden und Klöster überall festzusetzen. Schon wird ein großer Teil unserer weiblichen Jugend von solchen verkappten Jesuitinnen erzogen!

Der „Simplicissimus" hat wahrlich nicht Unrecht gehabt, als er witzig bemerkte: Die Jesuiten und ihre Vorkämpfer schlagen so viel Lärm über das Jesuitengesetz, nur um nicht merken zu lassen, wie die Ausgewiesenen längst im Reiche — drinnen sind.

Wie soll es auch anders sein, wenn man bedenkt, daß seit dem Vatikanum auch die römisch-katholische Weltgeistlichkeit — sich mit den Jesuiten so gut wie vorbehaltlos identifiziert. Wird dieselbe doch nach ihren Grundsätzen, von ihnen selbst — in geschlossenen Konvikten und Seminarien erzogen. Alles das unter den Auspizien, dem Schutze und mit den Geldmitteln des Staates, auf dessen Vernichtung es abgesehen ist!

Die Lage ist in der Tat bereits eine so finstere, alles bedrückende,

daß man nur zu wohl begreift, wie die wenigsten noch die Möglichkeit einer Abhilfe erkennen, die Hoffnung zu nähren wagen, daß die Sonne wieder durchbreche. Die Kleingläubigen! Hat nicht der eine Luther, der abgehärmte Augustinermönch in der Kutte, der einfache Bauernsohn, durch seine Gewissenstat in Worms die ganze römische, mit dem deutschen Kaisertum verbundene Papstwelt aus den Angeln gehoben? Erleben wir nicht zurzeit ähnliches im benachbarten Frankreich? Was ist der Justizmord des Elsäßer „Juden" Dreyfuß anderes, als ein höchster „Trumpf" des Jesuitismus gewesen? Hat nicht in Anknüpfung an den „Fall der Fälle" die ganze Klerisei, mit dem Pariser Pater Du Lac als Deus ex machina, das französische Volk in einen solchen Paroxismus versetzt, daß es nur eines zweiten Boulanger bedurft hätte, um den „Kriegsfall" mit Deutschland zu geben? War nicht zu diesem Behufe das russische Bündnis eingefädelt, besiegelt, feierlichst gesegnet worden? Überragt nicht bereits die Riesenkirche auf dem Montmartre, eben dort, wo Ignatius seine „Compagnie" gestiftet hat, Paris, als wäre dieses nur noch ein jesuitischer Fußschemel? Waren nicht „Schwert und Weihwedel" so miteinander verquickt, daß die „Klugen" längst aus „Staatsraison" beigegeben hatten? War es nicht eben diese „Staatsraison", die es ihnen eingab, Dreyfus — und wenn er noch so unschuldig sein sollte! — auf der Teufelsinsel zu belassen?

Da fand sich ein — Picard, Oberst in dem vom Pater Du Lac beherrschten Generalstabe, der der kirchlichen und militärischen Hierarchie zum Trotze — sein Gewissen nicht ersticken ließ. Und heute? Der „Fall der Fälle" hat nicht nur Minister über Minister gestürzt, sondern die Abrechnung auch mit den wahren Urhebern der ganzen Affaire herausgeführt!

Nichts beachtenswerter, als daß die ganze „gut" katholische Presse in deutschen Landen mitgemacht hat und bis zur Stunde noch für Dreyfus und seine Retter nur — Hohn und Verwünschungen kennt. Droht doch die Aufdeckung ihrer Ränke an der Seine ihnen das Spiel auch in Deutschland zu verderben.

Man rede sich nicht ein, daß es unserem deutschen Heere unmöglich so gehen könne, wie es dem französischen ergangen ist. Darf ein Generaloberst, wie von Loë, so offenkundig als Bannerträger des Vatikan auftreten, so muß der Boden für eine entsprechende Klerikalisierung in der obersten Schicht des Heeres bereits weit vorbereitet sein. Schickte mir doch ein Jesuitenschwärmer, als er von meiner Warnung in Bezug auf das Heer hörte und wie ich dafür halte, daß die Jesuitenmissionen in erster Linie uns den chinesischen Feldzug eingebrockt haben, ein Zeitungsblatt mit einem Gruppenbilde von

deutschen Offizieren in Kiautschau, zwischen denen zwei Jesuitenpater sitzen, ungefähr wie zwei asiatische Prinzen umringt von einer europäischen — Leibgarde! Daß selbst kommandierende Generäle einem Erzbischof aufzuwarten und die Truppe dem römischen Kirchenfürsten Spalier zu bilden hat, ist auch im Preußischen bereits hergebracht! Wer will da noch die Grenze zwischen der „Compagnie Jesu" und dem deutschen Volksheere klar ziehen?

Gewiß ist mit Polizei-Maßregeln und Verboten allerart gegen einen solchen Feind nicht aufzukommen. Selbst ein noch so verschärftes Jesuitengesetz wird wenig mehr sein als ein Wegweiser, eine Warnungstafel. Hier gilt es die Sonde weit tiefer einsetzen. Soll unser auf Geistes- und Gewissensfreiheit gestelltes Staatswesen sich dieser seiner Todfeinde erwehren, so muß es vor allem damit beginnen, ihnen die Schule wieder zu entreißen und zwar von der Volksschule bis zur Hochschule hinan — von Grund aus und ohne Vorbehalt. Jene Schule, die, wie Bischof Korum in der „römischen Bischofsstadt" an der Mosel so zur rechten Stunde an den Tag gelegt hat, in den überwiegend römisch-katholischen Gegenden von dem preußischen, zu zwei Dritteln protestantischen Staatswesen ihnen bereits soweit ausgeliefert ist, daß es vollständiger kaum geschehen kann. So dürfen wir nicht ruhen, als bis die römisch-katholischen Geistlichen bei offener Tür unter staatlicher Kontrolle erzogen werden. Als bis Beichtstuhl und Kanzel aufhören, politische Institute zu sein, der Seelsorger, der im Dienste der Kirche aufgeht, den Staat sein läßt. Als bis wir wieder alle Bürger eines Staates, des Deutschen Reiches sind und nicht zugleich des päpstlichen Rom. Als bis kein Römer oder Römling in deutschen Dingen mitzusprechen hat. Als bis mit anderen Worten für die Jünger Loyolas in deutschen Herzen kein Platz und damit auch in deutschen Landen kein Raum mehr übrig ist.

Um dieses zu erreichen, uns wieder selber anzugehören, erscheint keine Maßregel zu durchgreifend. Die Römer, diese Staatsbildner ohnegleichen, duldeten alles eher als geheime Gesellschaften, vollends politische Verschwörungen unter religiösem Deckmantel. Auf diese stand im alten Rom Todesstrafe, welche Strafe das päpstliche Rom allerdings schon über Jeden verhängt, der im Papstkönige nicht den Stellvertreter Gottes anerkennt, dem er sein Seelenheil blindlings anzuvertrauen und den Fuß zu küssen hat.

Diejenigen, welche heute noch (siehe Pater De Luca!) für den Ketzer, also für alle nicht römisch-katholischen die Todesstrafe verlangen, haben keinen Grund sich über — Strenge zu beklagen. Gar — wenn ein Jesuit mit seinem Kadaver-Gehorsam mit „Freiheit,

Wahrheit und Recht" um sich wirft, was ist das anderes als gotteslästerliche Bauernfängerei? Duldung hat nur Sinn, wenn solche auf Gegenseitigkeit beruht. Die Duldung, welche die Jünger Loyolas und ihre Nachtreter fordern, aber ist nichts als die Duldung, welche der Wolf beansprucht vom Schafe, welches er fressen will. Wenn ein Wolf zu mir in die Stube dringt und meine Kinder bedroht, stelle ich mich nicht hin und rufe: „Ich gehöre zum Tierschutzverein!" sondern übe mein Hausrecht.

Haben wir es nicht von Ignatius selbst zu hören bekommen, wie seine Pioniere nicht einschmeichelnd und „wohlwollend" genug auftreten sollen, bis sie in der Macht sind? Dieser Taktik verdanken es die Jesuiten, daß sie von so Vielen für „verleumdet" und „unschuldig", für wahre „Engel" gehalten werden. Wie viele haben Muße und Gelegenheit deren Organisation und Geschichte selbst zu studieren oder auch nur nachzulesen?

Wohl haben sie als Aushängeschild sich des hehrsten Namens bemächtigt; was aber haben sie aus demselben gemacht? „Du bist ein Jesuit!" — Giebt es für das Ohr eines deutschen Mannes, der noch weiß, was Natur und Wahrheit ist, der noch nicht von ihnen hypnotisiert ist, ein empfindlicheres Schimpfwort?

Auch im so gründlich von ihnen „katholisierten" Frankreich hat ihr Name keinen bessern Klang. Ich fragte einmal einen Vollblut-Pariser, wie es damit sei. Zur Antwort gab er mir folgende Erzählung. Zwei höhere Angestellte an der berühmten Porzellan-Fabrik zu Sèvres an der Seine waren einander in die Haare geraten. Der Eine rief im Paroxismus seiner Wut dem Andern zu: „Sie sind ein Jesuit!" Die Antwort war eine schallende Ohrfeige. Die Angelegenheit kam vor Gericht. Als der Richter den Ohrfeiger fragte: Wie so er sich beleidigt erachte, wenn man ihn einen Jesuiten heiße, mußten zwei starke Männer ihn halten, damit er — den Richter nicht ohrfeigte!

Und in Rom selbst? Die Gasse, an welcher ihr Collegium liegt, heißt: Die Windgasse. Der Volksmund aber meint, diese habe ihren Namen erhalten, indem vor Jahr und Tag der Teufel mit dem Winde Arm in Arm in derselben spazierte, vor dem Jesuitenheim stehen blieb und den Wind auf ihn zu warten aufforderte, jedoch aus dem Hause nie wieder — herausgekommen ist. Seither schweife der Wind allein durch die Gasse.

Wenn je, so kann in diesem Falle der Spruch: Vox populi vox Dei — Volkes-Stimme, Gottes-Stimme — Geltung beanspruchen. Dieses vernichtende Urteil aus der Erfahrung heraus entspricht nur zu gut dem Urteil, das Jeder fällen muß, welcher die Grundsätze des Jesuitenordens kennt.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Was haben sie aus Spanien, aus Portugal und deren Kolonien gemacht? Hätten die ausgesogenen Völker nicht auch dort wiederholt mit ihnen aufgeräumt (ohne sie indes ausrotten zu können!), würde es noch schlimmer mit ihnen stehen. Wohl pflegen ihre Verteidiger einzuwenden: der jesuitische Musterstaat in Paraguay! Schon recht. Die diesen jesuitischen Indianer-Staat gelobt haben, haben nachweislich von demselben nur die Berichte der — Jesuiten selber gekannt. Über nichts wachten diese eifriger, als darob, daß kein Europäer ihren Musterstaat mit eigenen Augen sehe. Selbst den visitierenden Bischöfen wußten sie den Einblick vorzuenthalten. Mit gutem Grunde. Wohl hatten sie die sonst wild einherschweifenden Indianer seßhaft gemacht und ihnen allerhand Handwerke beigebracht, allein nur indem sie dieselben zu der denkbar willenlosesten Sklavenherde erzogen. Sie durften nicht nur keine geistige Schulung empfangen, sondern auch nicht das geringste besitzen. Ihre Herren und Gebieter verfügten über sie wie über eine Viehherde. Eine handvoll portugiesischer Soldaten hat denn auch schließlich genügt, den ganzen „Wunderbau" wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen zu machen. Eben an diesem ihrem „Musterstaate" erkennt man am greifbarsten, wie die Jünger Loyolas, wenn sie ihr Ideal erfüllen wollen, den Menschen als Tier behandeln müssen. Genau wie es ihr großer Lainez, der Nachfolger des Ignatius im Generalat, auf dem Tridentiner Konzil bereits in aller Form zu den Akten gegeben hat. Indem Jesus zu Petrus sagte: „Weide meine Herde", habe er damit ausgesprochen, daß diese aus Tieren bestehe; Tiere aber hätten im Regiment nicht mitzureden!

Soll Deutschland wirklich ein zweites „Paraguay" werden? Oder auch nur ein zweites Polen? Sollen an Stelle Luthers — Loyola, an Stelle Bismarcks — Windhorst unsere Nationalhelden werden?

Wie sang doch Gottfried Keller, der Schweizer, anno 1843, zur Zeit als der Sonderbund — oder Jesuitenkrieg sich in seinem Heimatlande anspann, während er als „deutscher Musensohn" in Alt-Heidelberg am Neckar weilte?

> O gutes Land, du schöne Braut,
> Du wirst dem Teufel angetraut!
> Ja, weine nur, du armes Kind!
> Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
> Sie kommen — die Jesuiten!

Sie kommen nicht nur, sie sind längst da; sind bis in das Herz unseres Reiches eingedrungen. Dem entsprechend gilt es nicht nur zu raten, sondern auch zu — taten. Oder giebt es keine freien deutschen

Männer mehr? Ist unser Volk bereits bis ins Mark hinein vergiftet, gelähmt, moralisch getötet? Die so „harmlose“ Jesuitenfrage ist für uns Deutsche nachgerade eine Frage geworden um Sein oder Nichtsein. Wer das nicht einsieht, beweist damit nur — wie wahr es ist. Schon sind diese Immerwiederkehrenden an die 30 mal aus den europäischen, den amerikanischen, den asiatischen Staaten ausgewiesen worden. Los wird sie nur, wer sie mit der Wurzel aushebt. Das Staatswesen, welches sie nicht unbedingt fernzuhalten vermag, ist geliefert.



Druck von Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M.

Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Paternidad.

Spanisches Jesuitendrama von Don Segismundo Pey-Ordeix

Priester der katholischen Kirche.

Autorisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad.

Mit dem Bilde des Verfassers.

Preis ℳ 3.—

Am Residenztheater in Hannover und den Vereinigten Stadttheatern zu Hamburg und Altona mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Gedanken über Reform-Katholizismus.

Mit Berücksichtigung von A. Ehrhard:

Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert.

Von Dr. **Friedrich Jodl**, o. ö. Professor an der Universität Wien.

Preis ℳ —.50.

Die zehn Gebote des Moses in moderner Beleuchtung.

Von Prediger **Gg. Schneider**, (Mannheim).

Preis ℳ 1.60. — Zweite Auflage.

Hervorragende Neuerscheinung!

Das deutsche Reich und die kommenden Papstwahlen

Zeitgemässe Betrachtungen für weitere Kreise

von Dr. Ludwig Wahrmund,

o. ö. Professor der Rechte an der Universität Innsbruck

Preis M. —.50.

Universität und Kirche. **Akten zum Fall Wahrmund.**

Autorisierte Ausgabe. Preis ℳ —.50.

Die soziale und politische

Bilanz der römischen Kirche.

Von **Yves Guyot.** — Autorisierte deutsche Übersetzung. — Preis ℳ 3.20.

Der „Esel“ als Erzieher.

Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof.

Herausgegeben von * * *. — Umschlagzeichnung von **F. Harnisch** (Rom).

Mit einer ganzseitigen und vielen Textillustrationen.

Zweite Auflage. ℳ 1.—. **In Österreich verboten!**